

Kulturschock

Wenn jemand etwas Hässliches über Flüchtlinge oder Minderheiten sagte, blieb unsere Autorin meistens stumm. Doch nach Brexit, Trump und AfD findet sie: Man darf diesen Streitgesprächen im Alltag nicht ausweichen. Seitdem erlebt sie harte Konfrontationen mit anderen – und sich selbst

Von Lara Fritzsche, SZ Magazin, 20.01.2017

Ja, zugegeben, die Einsicht kam spät. Pegida demonstrierte längst deutschlandweit, die AfD saß im Landtag, der Brexit war beschlossen. All das war schon Realität. Aber erst Donald Trump hat mich aufgerüttelt. Erst in den Tagen nach der US-Wahl erreichte mich die Dringlichkeit.

Meine amerikanischen Freunde und Bekannten warfen sich vor, mit Leuten, die anders wählen als sie, schon ewig nicht mehr den Austausch gesucht zu haben. Es ging ihnen nicht um die vertane Chance, sie umzustimmen oder am Wahltag in den Keller zu sperren, sondern darum, dass sie ihnen nie Kontra gegeben hatten. So standen sie am 9. November plötzlich als Verlierer da: superliberal und topnaiv. Das war der Moment, in dem ich beschlossen hatte, wieder ernsthaft zu diskutieren, zu streiten, aneinanderzugeraten, mit allem und jedem, wenn es sein muss, und zur Not auch mal den Dissens stehen zu lassen. Auf Anhieb fielen mir einige Situationen ein, in denen ich ein Gespräch vermieden hatte, obwohl ich es hätte führen müssen. Einmal sagte die Nachbarin zu mir, sie sei heilfroh, dass noch keiner aus dem Haus auf die Idee gekommen sei, Flüchtlinge aufzunehmen. Und was hab ich gesagt? »Ja, man kann sich seine Nachbarn nicht aussuchen.« Das war ironisch und bezog sich auf sie. Aber für jeden außer mich war unverständlich, ob ich ihr nun zustimme oder nicht. Und ehrlicherweise war es ja auch so gedacht. Ich machte mich lustig – aber erklären, warum, wollte ich nicht. Ein Sitznachbar im Bordbistro sagte mal zu seinem Gegenüber, dass all die Frauen, die finden, Deutschland solle noch mehr Flüchtlinge

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

aufnehmen, mal nachts einem notgeilen Flüchtling begegnen sollten. Und dann hat er, zu mir gedreht, gesagt: »Mal ganz ehrlich, das will doch keine Frau, oder ?« Statt ihm zu sagen, dass ich nachts weder einem notgeilen Flüchtling begegnen will noch einem Rassisten, der meine Unversehrtheit als Unterpand missbraucht, habe ich mich weggesetzt.

Das dritte verpasste Gespräch, das mir schnell einfiel, war eines mit einer Freundin. In der Umkleidekabine nach dem Schwimmen. Sie kam aus der Dusche und sagte, draußen auf dem Gang stehe eine Person und starre die beiden Toilettüren an. »Kann sich vielleicht nicht entscheiden«, sagte sie dann. Das sollte ein Witz sein. Ein Transgenderwitz. Wer sich nicht auf ein Geschlecht festlegen könne oder wolle, habe Probleme, sein Klo zu finden. »Höchste Zeit, dass hier auch so ein drittes Klo eingebaut wird, das ist ja nicht hinnehmbar«, sagte sie dann gespielt streng. Ich habe nicht reagiert. Ich fand das nicht besonders lustig. Aber warum habe ich ihr das nicht gesagt?

Aus den gleichen Gründen vermutlich, aus denen meine Freunde in den USA nicht jeden ihrer Trump wählenden Verwandten argumentativ gestellt haben. Mal denkt man, es sei nicht so gemeint, mal hat man Feierabend und keine Lust auf Streit, und viel zu oft verlässt man sich darauf, dass die Aufklärung sich von allein erklärt. Dass Fortschritt immer fortschreitet. Dass die Lüge sich über kurz oder lang von selbst disqualifiziert, wegen mangelnder Wahrheit eben. In den politischen Debatten, an denen ich in letzter Zeit beteiligt war, ob privat oder beruflich, ging es eigentlich nur darum, alles ein bisschen eloquenter auf den gemeinsamen Punkt zu bringen. Oder eine interessantere, radikalere Argumentation zu entwickeln. Mehr so aus Spaß an der Denkleistung, als wäre man in einem Debattierklub. Das war vielleicht schon immer feige und eitel, aber seit November halte ich es zusätzlich für fahrlässig. Nicht weil Trump nun Präsident wird und dann Zugang zu Nuklearcodes hat. Das ist die Bruce-Willis-Version von Gefahr. Sondern weil die Bedingungen des Zusammenlebens nicht nur in den USA, sondern auch in Europa offenbar neu ausgehandelt werden. An diesem Prozess, finde ich, muss man sich beteiligen, vor allem als Privatperson.

Nachdem ich mir vorgenommen hatte, auf Konfrontationskurs zu gehen, war einer meiner ersten Gesprächspartner ein Pegida-Demonstrant. Er stand am

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Lenbachplatz in München, ich musste auf dem Fahrrad warten, damit die Truppe vorbeiziehen konnte, da sprach ich ihn an. Auf seinem Hoodie stand »refugees not welcome «. Ich fragte ihn, seit wann er bei dem Spaziergang mitmache. Er sagte, er habe keine Lust, mit mir zu reden, ich sei doch sicher eine von den linken Idioten, die mit Bussen hergebracht würden, um sich ihnen in den Weg zu stellen und ihre Grundrechte zu verwehren. Ich sagte, ich sei eine so weit normale Frau, die einfach mit dem Rad hier langfährt. Es stellte sich dann heraus, dass dieser 54-Jährige erst seit Juli 2016 bei Pegida mitlief, oder wie er es sagte: »Seit Flüchtlinge in Deutschland Terroranschläge begehen.« Er fand, alle männlichen Flüchtlinge müssten wieder raus, von denen gehe die Gefahr aus. Ich: »Ja, aber es gibt doch auch deutsche Mörder und Vergewaltiger und Irre, was machen wir mit denen ?« Schon in dem Moment fand ich selbst, dass das ein schwaches Argument ist. Auch nach Silvester 2015 fand ich das Argument schwach. Es ist kein Trost für sexuell belästigte Frauen und auch keine Maßnahme, die alle anderen Frauen beruhigt, wenn man sagt, dass es im Land noch mehr potenzielle Sexualverbrecher gibt, nämlich einheimische. Ein Mitdemonstrant zog meinen Gesprächspartner weiter. Und ich überlegte, warum ich das gesagt hatte. Ich denke, es war Gewohnheit. So oft als Konter gehört, so oft als Konter gelesen.

Relativierungen funktionieren nicht. Sie sind auch in allen anderen Streitgesprächen die schlichteste Art der Entgegnung. Aber eine andere Sache hat gut funktioniert im Gespräch mit dem Demonstranten: Darauf zu bestehen, dass man nicht als Angehörige einer Organisation oder Partei redet, sondern ebenfalls als Bürgerin, die ebenfalls besorgt ist. Und zwar über ihn. Denn im Moment wirkt es oft, als würden sich vor allem Politiker mit Hetzern auseinandersetzen. Überall werben sie für Toleranz und Zusammenhalt. In Weihnachtsansprachen, in Neujahrsansprachen, auf Parteitag, in Tweets. Ich finde, die Bürger müssen ihre Politiker entlasten. Hin und wieder wirkt es, als sei der Staat der Gegner von Pegida und AfD, einfach weil er in Form von Angela Merkel oder anderen Regierenden ständig auf sie reagieren muss. So wird ein David- gegen-Goliath-Mythos beschworen, der den Spaltern nutzt. In Wahrheit aber sind vor allem wir es, die große Mehrheit der in Deutschland lebenden Menschen, die Offenheit, Toleranz und Gleichberechtigung nicht aufgeben wollen. Wir müssen nun anfangen, das auch zu sagen. Denn genau darin liegt eine große argumentative Kraft. Ich rufe meine Freundin an. Die, die findet, eine dritte Toilette

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

sei ideologischer Blödsinn. Sie ist Ärztin, 42, zwei Kinder. Ich erhoffe mir von jemandem, den ich mag und der nicht behauptet, alle Transgender-Menschen sollten aufgeknüpft werden, eine Einsicht: Woher kommt diese Häme? Wieso diese Angst vor Gleichberechtigung? Denn in Wahrheit geht es nicht um diese wirklich kleine Gruppe von Transgender-Menschen und um ein paar Klos, sondern um die Frage, die auch in der Erregung über Flüchtlinge, Schwule, Lesben, Frauen und Migranten mitschwingt: Wer bitte meint denn in diesem Land noch alles, er habe gleiche Rechte verdient? Ich habe mich immer gefragt, wer die Leute sind, die ernsthaft was dagegen haben. Dabei kenne ich eine von ihnen.

Nach einer Weile reden, so wie wir immer reden, frage ich meine Freundin, was sie an der Vorstellung einer dritten Toilette so witzig fand. Sie sagt, dass es die politische Korrektheit so nett ad absurdum führe. Ich sage, ich glaube nicht, dass Menschen aus politischer Korrektheit so empfinden. Sie sei Ärztin, sie müsse doch die Menschen erst einmal ernst nehmen. Sie sagt, sie habe keine Lust auf so ein Telefonat, sie könne witzig finden, was sie will. Wir legen auf.

Ich führe noch einige solche Gespräche: mit einem befreundeten Paar am Rande eines Kindergeburtstags, meinem Schwager und meiner Schneiderin. Als ich Mitte Dezember meinen Mantel abholen will, kommen wir auf Flüchtlinge zu sprechen. Sie sucht eine Mitarbeiterin, ist sich aber nicht sicher, ob es eine Syrerin sein darf. »Man kann denen ja leider nicht in den Kopf gucken«, sagt sie, entschuldigend lächelnd und ernsthaft überfordert. Sie findet, man müsse Gesinnungstests machen, und all jene, die deutsche Prinzipien nicht anerkennen, müssten dann halt zurück in ihre Heimatländer geflogen werden. Ich sage, man könne doch nicht die Haltungen der Leute erfassen, erstens sei das rein wissenschaftlich unmöglich, zweitens ethisch total unange messen. Meine Schneiderin meint, sie denke nun mal so, und das dürfe sie auch. Ich stimme ihr zu und sage, ich wolle aber eben auch was erwidern dürfen. Sie packt meinen geflickten Mantel zusammen und legt mir die Quittung hin. Ende. Alle meine Versuche, im Alltag auf Rassismus, Sexismus und Schwachsinn zu reagieren, sind zu diesem Zeitpunkt gescheitert. Nicht weil keiner sich umstimmen ließ. Sondern weil ich es kein Mal geschafft habe, überhaupt eine Diskussion zu führen. Bis zu dem Teil mit den Argumenten kam ich nie. Das ist schon lustig, wenn man bedenkt, wie es mit

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

dieser Idee anfang. Als ich ein paar Kollegen und Kolleginnen davon erzählte, fanden sie, ich solle über die Erfahrung dann auch schreiben. So ein Text könne im besten Fall ja eine Anleitung werden, für andere, die ebenfalls beschließen, sich den Debatten im Alltag zu stellen. Also wenn der Feind A sagt, dann kann der Gute B sagen, und der Feind versteht das dann womöglich. Oder, wie wir am Konferenztisch mutmaßten, er verweigert die Einsicht. Dann müsste man anders rangehen. Wir spielten das durch. Alle waren sich einig, dass ich die Argumente parat haben müsste: dass Flüchtlinge nicht mehr Geld bekommen als Hartz-IV-Empfänger. Dass Flüchtlinge nicht mehr Straftaten begehen als Einheimische, aber umso häufiger Opfer werden, vor allem von rassistischen Übergriffen. Und so weiter. Ich wollte mich in einen Abwehrroboter verwandeln und auf Falsch-A mit Richtig-B kontern. Jedem Vorurteil mit Fakten begegnen. Ich habe mich wirklich vorbereitet, wie auf ein Strategiespiel. Und dann, Mitte Dezember, nach vier Wochen Widerspruch gegen latenten Rassismus, Sexismus und Flüchtlingshass, hatte ich noch kein einziges Mal mit Fakten zu tun gehabt, aber dafür ständig mit Gefühlen. Und vor allem mit der einen Feststellung: dass man ja wohl noch seine Meinung sagen dürfe.

Erst dachte ich, dieses Beschwören des Sprechverbots sei lediglich rhetorische Wichtigmacherei. Ich dachte, etwas Dummes oder Banales als unsagbar zu deklarieren und sich dann trotzig zurückzuziehen, sei der leichteste Schritt, um einem Austausch aus dem Weg zu gehen. Inzwischen gibt es ja Metaformen des Sprechverbots. Die Version der Rechten: fordern, dass man Dinge wieder sagen darf. Nur mal so generell. Die Version der Linken: fordern, dass man nicht alles sagen sollte, nur weil man es generell natürlich sagen dürfen sollte. So geht das im Grunde immer weiter. Es werden nur noch die Umstände eines politischen Diskurses diskutiert: Was darf gesagt werden, und wie sehr muss man auf die vermeintlich »anderen« eingehen?

Ich weiß noch, wie mich mein Vater an einem Abend im Sommer 2015 anrief, um über die Willkommenseuphorie zu schimpfen. Er meinte, man müsse von Anfang an deutlich machen, was die Bedingungen dieser Aufnahme in Deutschland seien. Ich fand, man könne auch erst mal helfen. Ich hatte ein paar Tage vorher Babykleidung zum Münchner Hauptbahnhof gebracht. Mein Vater sagte, Menschen aus dem Nahen Osten tickten anders, sie seien autoritärere Systeme gewohnt und müssten jetzt fair,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

aber unmissverständlich erklärt bekommen, dass die Liberalität hier keine Einladung ist, Lücken zu suchen. Mein Vater ist Gesamtschul lehrer im Brennpunkt. Er besteht darauf, sich theoretische Debatten über Rassismus nicht leisten zu können, dafür müsse er auf dem Pausenhof einfach viel zu schnell ein greifen. Mein Vater hat in seiner Freizeit Türkisch gelernt, damit er den Eltern seiner Schüler erklären kann, warum die regelmäßig zum Unterricht kommen müssen. Ich habe mir seine Aussagen damals mit dieser Arbeitsroutine erklärt und gleich noch eine Plastiktüte Babykleidung zum Bahnhof gebracht. Als Kompensation vermutlich.

Das nächste Gespräch führe ich anders. Es ist mein neuntes, seit ich beschloss, jetzt immer Stellung zu beziehen. Ich will mich diesmal an meine Strategie halten: so offen und authentisch zu sein, wie ich kann. Klingt banal? Auf jeden Fall. Ich habe trotzdem vier Wochen gebraucht, um so weit zu kommen. Offen und authentisch zu sein, birgt ein paar Gefahren. Erstens: Womöglich sage ich selbst etwas Rassistisches oder Sexistisches. Und seien es nur wohlmeinende Vorurteile. Zweitens: Womöglich muss ich auch mal bei unbequemen Wahrheiten zustimmen. Und sei es nur teilweise.

Und obwohl ich mir also fest vorgenommen habe, offener zu sein, endet das nächste Gespräch bei Freunden in der Küche wieder unbefriedigend. Nämlich damit, dass mein Gastgeber stockbeleidigt ist: »Ich hab keine Lust, mir von dir Gefühle unterstellen zu lassen !«, ist das Letzte, was er sagt, bevor er seine eigene Küche verlässt und auch ich nach einer harmlosen Anstandskonversation mit den restlichen Gästen seine Küche verlasse und nach Hause gehe. Was ist passiert? Er hatte gesagt, dass man ja inzwischen draußen nicht mehr sicher sei. Ich hatte korrigiert: Es sei im öffentlichen Raum laut Statistik sicherer denn je. Dass das also erst mal nur eine Aussage über ihn selbst sei, darüber, wie er sich fühlt, und nicht kausal mit der Gewaltbereitschaft von etwa Ausländern zusammenhänge (und schon gar nicht von allen). Aber ich habe ihm auch zustimmen wollen. Nur kam ich dazu leider nicht mehr. Ich erinnere mich, wie ich am Abend des 5. Januar 2016 am Kölner Hauptbahnhof aus dem ICE stieg. Ich hatte ein Pfefferspray in der Jackentasche. Wenn man es genau nimmt, hatte ich es in der Hand in der Jackentasche, und das beinahe den ganzen Weg zu meiner Unterkunft. Sobald ich hinter mir junge Männer lachen

hörte, drehte ich mich abrupt um. Jede grölende Gruppe war mir verdächtig, Ausländer gleich doppelt.

Ich rufe den Gastgeber ein paar Tage später noch mal an und erzähle ihm davon. Von dem Pfefferspray, von der Wut auf die Männer, die die Übergriffe begingen, auf die Polizei, die die sexualisierte Gewalt nicht ernstnahm, von meinem Mitgefühl für die Frauen und meiner Sorge vor dem Jahreswechsel auf 2017. Dass ich dieses Silvester dann ständig auf Nachrichtenseiten ging, um zu sehen, was in Köln ablief. Das unbehagliche Gefühl beim Foto dieser vielen Männer hinter der Absperrung, die als sichtbares Merkmal nur ihr Aussehen teilen: dunkle Haare, dunkle Augen. Das Gefühl der Scham, dass die da so eingepfercht stehen müssen. Aber auch: das Gefühl der Erleichterung, dass – und sei es zu diesem Preis der Demütigung dieser vielen Männer – in dieser Nacht nicht wieder so viele Frauen gedemütigt wurden. Der Freund fragt: »Darf man das so sagen?« Ich sage: »Was weiß ich.«

Nach inzwischen acht Wochen voller Nicht-Diskussionen mündet erst dieses Gespräch Anfang Januar in eine echte Diskussion. Mit echtem Inhalt. Am Ende plädiert der Freund sogar für mehr Ausnahmen von Abschiebungen als ich. Und wie kam es zu diesem Gespräch? Nur weil wir beide unsere Ambivalenz offenlegten, unsere Ratlosigkeit, die Zerrissenheit und eine diffuse Sorge. Und den Mut, das alles einfach so stehen zu lassen. Erst mal.

Am Tag nach dem Angriff auf den Berliner Weihnachtsmarkt hatte mich meine Tante angerufen, sie war sauer: »Diesen Scheißkerl hätten wir viel früher ausweisen müssen. Solche wie der lachen sich doch kaputt über uns«, sagte sie. Alles in diesen zwei Sätzen hätte mich früher zum Widerspruch bewegt. Dieses vereinnahmende »Wir« und »uns«, vor allem aber die Phrasen: »solche wie der« und »lachen sich kaputt«.

Wer die Reden der europäischen Rechten verfolgt, weiß, dass das einer von deren Lieblingsscharfmachern ist. Die Ausländer verhöhnen uns, aber die Regierung, bestehend aus linken Gutmenschen, hält noch die andere Wange hin und so weiter. Diesmal stimmte ich erst mal zu: Mir wäre ebenfalls lieber, man hätte ihn abgeschoben. Früher hätte ich auch nicht wegen des konkreten Inhalts der Aussage widersprochen, sondern aus pädagogischen Gründen. Um sie nicht in dem zu

bestätigen, was womöglich rassistisch motiviert ist oder dahin umschlagen könnte. Bloß: Das wäre dann eine Meta-Unterhaltung. Mein Gegenüber spricht, und ich antworte, je nachdem, welche Gesinnung ich bei ihm annehme, entweder ehrlich oder präemptiv. Und nicht nur ich. Ein Teil der Gesellschaft tut das längst.

Insofern gibt es das vielleicht wirklich: das Unsagbare. Nicht in dem Sinne, dass es verboten wäre zu sagen, was man denkt. Aber es ist wahr, dass inzwischen vorsorglich relativierend reagiert wird. Nach dem Anschlag auf den Berliner Weihnachtsmarkt konnte man das gut beobachten. »Fürchtet euch nicht«, schrieb eine Berliner Zeitung auf ihr Titelblatt. Die Titelseite der Bild , auf der schlicht »Angst !« stand, wurde als Hetze bezeichnet. Meine Internetblase bestand regelrecht darauf, dass die Berliner sich nicht einschüchtern ließen, und feierte diese angenommene Abgeklärtheit mit zahlreichen Internetkommentaren. Ich verstehe die Beweggründe: Angst und Sorge kleinhalten, damit daraus nicht Hass und Gewalt erwachsen. Das ist gut gemeint. Aber es würgt auch legitime Gefühle ab, die überhaupt kein politisches Motiv haben. In Umfragen zeigte sich nämlich, dass doch ziemlich viele Menschen Angst hatten und Weihnachtsmärkte gemieden haben. Ich habe nach dem Angriff meine Freunde in Berlin angerufen, alle hatten irgendwelche Gefühle: Enttäuschung, Mitgefühl, Wut, Trauer, Ohnmacht, Zynismus. Keiner hatte das Gefühl: Hass auf Flüchtlinge.

Im Gegenteil: Fast alle sagten gleich, sie hätten so sehr gehofft, dass der Attentäter kein Flüchtling sei. Gewaltforscher sagen inzwischen Sätze wie: »Es wird statistisch immer sicherer, in Deutschland zu leben – trotz steigenden Ausländeranteils.« Wenn irgendwo ein Verbrechen geschieht, sei es in Köln, Freiburg oder Berlin, wird in den folgenden Wochen wohlwollend hervorgehoben, dass auch Flüchtlinge unter den Trauernden waren, Blumen verteilt haben oder in spontanen Solidaritäts-Chören mitgesungen haben. Ganz so, als ob sie etwas gutzumachen hätten, nur weil einige Irre mit ihnen eingereist sind. Ich als junge deutsche Mutter will doch auch nicht mit weißen Kerzen auf den Plätzen stehen müssen und Vätern weiße Rosen überreichen, weil irgendwo im Bundesgebiet eine Mutter ihr Kind umgebracht hat. Ich verstehe den Impuls, der dahintersteckt, aber unterm Strich

bewirkt das alles genau das Gegenteil: Gewalt wird immer enger mit Herkunft verknüpft.

Klar gibt es eine Gruppe, die auf Angst setzt, um damit Politik zu machen, die unbelehrbar rassistisch ist und möchte, dass die Welt wieder so einfach wird wie früher. Ich finde, die bekommen zu viel Aufmerksamkeit. Bisher reagieren wir nur auf sie. Die Politik eh, aber die Mehrheitsgesellschaft auch. Die wenigen bestimmen den Diskurs, wenn sie uns dazu bringen, nur gehemmt über die Übergriffe der Kölner Silvesternacht zu sprechen, aus Sorge, unsere Abscheu könnte instrumentalisiert werden. Und wenn ein Jahr später nicht die Verhältnismäßigkeit des Polizeieinsatzes in Frage gestellt werden darf, bei dem knapp tausend Menschen in ihrer Freiheit eingeschränkt wurden – nur weil alle mit dem Ergebnis zufrieden waren. Und das, was der grünen Parteichefin Simone Peter für ihre kritischen Äußerungen aus der eigenen Partei entgegenschlug, war ja nicht nur Unmut über den Inhalt, sondern auch die große Furcht, Wähler zu verlieren.

Bei jeder Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit schwingt inzwischen die Frage mit, ob dieses oder jenes womöglich Beifall von der falschen Seite provoziert und ob man mit zu viel Linksideologie die gemäßigten Rechten verprellt. Es scheint, als buhlten alle Parteien um dieselben Wähler. So degradiert sich der pluralistische Teil selbst zu einer Art Meinungsklumpen. Dabei sollten alle, die grundsätzlich für ein respektvolles Miteinander sind, so divers wie möglich argumentieren, von links, von rechts, aus der Mitte kommend, die Wirklichkeit von so vielen Seiten wie möglich betrachten.

Nicht jeder konservative Vorstoß in der Sicherheitspolitik ist ein Anbieten an Rechts. Und kein linker Antrag auf Durchsetzung von Minderheitenrechten sollte jetzt vielleicht erst mal ruhen, weil »wir« es zuletzt ein wenig übertrieben haben und »die« inzwischen nicht mehr mitkommen.

Diese Besessenheit vom »wir« und »den anderen« – und jeder meint mit »den anderen« die anderen. Wenn es eine Arroganz der Eliten gibt, dann die, zu denken, latenter Rassismus und Sexismus seien Probleme, mit denen sie nicht zu kämpfen haben. Es wird oft so getan, als müsste man, um jemanden zu treffen, der ungerührt »Neger« sagt, schwul als abschätziges Adjektiv benutzt oder gut damit lebt, dass die

Arbeit, die Frauen machen, weniger Geld wert sein soll, einen sächsischen Neonazi-Neandertaler aufspüren. Vielleicht liegt es an mir, aber ich bekomme so was regelmäßig mit, einfach so, in meinem Alltag. Ich finde, das muss weg, lieber früher als später. Aber zur ehrlichen Bestandsaufnahme gehört eben auch, dass es nicht das Problem der anderen ist, sondern bei einem selbst beginnt.

Als Donald Trump im November die US-Wahl gewann, ging das große Grübeln los. Wer wählt den denn? Der erste Schluss war der gängige: der weiße, unterprivilegierte Mann vom Land sei es gewesen, hieß es. War schön einfach und – was noch viel wichtiger war – schön weit weg von denen, die es behaupteten. Nach und nach kam heraus, es haben auch Menschen Trump gewählt, die nicht unterprivilegiert sind, nicht männlich und nicht ganz so weit draußen auf dem Land wohnhaft. Inzwischen gibt es qualitative Befragungen der Trump-Wähler und -Wählerinnen, die besagen, dass unter ihnen kaum mehr Rassisten sind unter Clinton-Wählern. Die Trump-Wähler bestanden eher auf kulturelle Unterschiede, ohne aber ihre Kultur über die andere zu stellen. Somit kam das Problem denen näher, die es so weit weg verortet hatten: Es waren auch ihre Kollegen, Nachbarn und Verwandten gewesen.

Als ich meinen Kollegen in der Redaktion erzählte, dass ich für mein Experiment nur mit Menschen diskutieren wolle, die ich kenne oder denen ich im Alltag begegne, meinten einige, da käme ich mit »den anderen« doch gar nicht in Kontakt. Je länger ich jetzt diskutiere, desto sicherer bin ich mir: Ich lebe schon immer mittendrin.

Mein Word-Dokument speicherte ich zu Beginn ab unter dem Namen: »endlich wieder reden mit dem Feind«. Dann unter: »reden mit den anderen«. Inzwischen halte ich die Mär von den zwei Seiten für grob vereinfachend. Als ich den Text fertig hatte, hieß das Dokument nur noch: »reden«. Das ist schwer genug. Und wird vielleicht noch schwerer, wenn man sich von dem übergroßen Feind »die anderen« verabschiedet, der jede Debatte überschattet, sie aber in seiner Berechenbarkeit auch angenehm eskortiert hat. Ohne »die anderen« wird alles noch unübersichtlicher. Es gibt viele Haltungen, die auf den ersten Blick nicht zu vereinbaren sind.

Aber so ist es eben. Ich kenne Lesben, die gegen Abtreibung sind. Ich kenne Menschen, die finden, dass Transsexualität ein eingebildetes Problem sei, aber – das mal zur Verteidigung meiner Freundin – unentgeltlich als Ärztin in Roma-Siedlungen aushelfen. Ich kenne Leute, die Transitzonen genauso vehement befürworten wie die Homoehe. Ich kenne einen illegal in Deutschland arbeitenden Chinesen, der findet, Muslime müssten sich unbedingt registrieren lassen. Ich kenne eine geflüchtete Syrerin, die findet, viele Frauen in Deutschland kleideten sich nuttig, und die ihrerseits keinen Job bekommt, weil sie ein Kopftuch trägt. Ich kenne jemanden, der es falsch fand, unkontrolliert die Grenzen zu öffnen, aber nun, wo die Menschen da sind, jede Woche Deutsch-Nachhilfe gibt.

Und ich kenne Menschen, die all diese Widersprüche nicht aushalten. Die meinen, Rassismus sei, wenn man etwas Negatives über jemanden sagt, der nicht weiß ist. Und solche, die glauben, das Ernstnehmen anderer Lebensrealitäten sei was für Esoteriker. Und Zuhören was für Meinungsschwache. Leute, die über Einwanderung nicht mitdiskutieren, aus Angst, etwas Falsches zu sagen. Leute, die, wie ich am Anfang auch, gelernte Antworten geben, statt ehrlich zu bleiben, offen und belehrbar. All diese Leute müssen kein neues »Wir« werden. Im Gegenteil: Sie können verschieden bleiben, aber dann müssen sie anfangen, das auch auszuhalten.

LARA FRITZSCHE

Nachdem in der Familie der Autorin nur die Frauen phasenweise Pfefferspray in der Handtasche hatten, schenkte sie nun zu Weihnachten auch ihrem Vater eine Sprühdose. Der wandert nämlich gerade von Köln nach Istanbul und begegnet da hin und wieder Wölfen und Bären.